

Paul Kapteyn

Eine gute Erziehung bringt auch Probleme mit sich

Veränderungen von
Autoritätsbeziehungen zwischen
älteren und jüngeren Menschen

I. Das Pathos der Entrüstung

Junge Menschen sind für ältere Menschen eine fortwährende Sorge, und in unserer Art von Gesellschaft ist diese Sorge zu einer Gewissenssache geworden. Kinder sollen es gut haben, und wenn das hier und da nicht glückt, fühlen sich die Betroffenen schon bald schuldig und schämen sich voreinander und vor sich selber. Diese öffentliche Moral ist lobenswert, aber ohne Probleme ist sie nicht. Eines davon ist, daß die Besorgtheit allzu schnell übergeht in das Pathos der Entrüstung, in der «die Sorge um das Kind» zu etwas über Interessenkampf und Konkurrenz Erhobenem wird und in der «in seinem (d. h. des Kindes) Interesse» die Sicht auf die tatsächlichen Verhältnisse verdunkelt wird.

Ein Beispiel für diese Entrüstung bietet auch die Themaformulierung dieses Heftes von CONCILIUM, «Jugend ohne Zukunft». Die extreme Formulierung schreckt Gewissen auf – sofern sie schliefen –, aber sie setzt zugleich schon einen Akzent für die Diskussion, bevor noch eine Tatsachenbeobachtung gemacht worden ist. Die Redaktion von CONCILIUM steht damit nicht allein da. Auch in anderen Zeitschriften, in Zeitungsartikeln und Behördenberichten macht sich diese «gute» Haltung bemerkbar. Es steht schlecht um die Jugend, ist die Botschaft der Älteren; und dann folgt durchweg ein Verweis auf den zunehmenden Konsum von Alkohol und Drogen, auf die steigenden Selbstmordzahlen und die wachsende Kriminalität. Das alles deutet hin auf «Apathie und Aggression», so geht die Argumentation weiter, und bildet eine begreifliche Reaktion auf die «krankmachende» Arbeitslosigkeit, den «fatalen» Rüstungswettlauf und was noch weiter an Unheil zu vermelden ist.

Es ist aber doch zu fragen, ob der Zusammenhang, der hier suggeriert wird, auch tatsächlich

besteht und ob der Ernst der Probleme, der in der Wortwahl sichtbar wird, übereinstimmt mit dem, was wirklich geschieht. Wenn man von den Entwicklungen in der niederländischen Gesellschaft ausgeht, lautet die Antwort auf diese Frage: Nein. Ein Vergleich mit anderen Ländern fällt leider aus dem Rahmen dieses Aufsatzes.

II. Langfristige Entwicklungen

In der Geschichte Europas ist «das Interesse des Kindes» ein Argument, das nur ganz allmählich seine zwingende Beweiskraft erhielt. Wie an anderer Stelle dargelegt worden ist, spielte das Lebensalter früher nur eine untergeordnete Rolle im gesellschaftlichen Leben. Die gesellschaftliche Stärke der Familie, der jemand angehörte, bestimmte dessen gesellschaftliche Bedeutung. Die Folge davon war, daß manche Kinder schon früh die Macht und das Ansehen genossen, die nach späteren Maßstäben nur älteren Menschen zukamen, während umgekehrt viele ältere Menschen – und diese bildeten die Mehrheit – wie Kinder behandelt wurden und mitunter auch so genannt wurden.

Dies wurde dann später anders. Mit dem Aufkommen der Nationalstaaten wurden gewalttätige Ausbrüche innerhalb dieser Territorien in zunehmendem Maße durch die zentrale Autorität beherrscht, so daß die innere Sicherheit wuchs. Gleichzeitig und im Zusammenhang damit wuchs auch die wirtschaftliche Betriebsamkeit und nahm neben der Sicherheit auch der Wohlstand langsam zu. Eine Folge dieser gesellschaftlichen Bewegungen war, daß die Machtunterschiede zwischen den Bevölkerungsgruppen sich ziemlich verminderten und daß die Stellung derer, die am meisten auf andere angewiesen waren – wie alte Menschen, Kranke, aber auch Frauen und Kinder – weniger verletzbar wurde.

Besonders bedeutsam für das Verhältnis zwischen älteren und jüngeren Menschen war es, daß im Rahmen der genannten Entwicklungen die Anforderungen, die an das menschliche Lernvermögen gestellt wurden, stiegen. Begreiflicherweise forderte das wirtschaftliche Wachstum eine immer größere Kenntnis des Produktionsprozesses und der Betriebsführung im weitesten Sinn. Daneben setzte die zunehmende Bedeutung der zentralen Autorität eine Kenntnis des dafür verwendeten Herrschaftsinstrumentariums voraus.

Alle diese Kenntnisse mußten zum Gegenstand der Bildung gemacht und weitergegeben werden, und mit dadurch wurde auch die Stellung junger Menschen verstärkt. Sie jedenfalls waren es, denen diese Kenntnisse in ihrem eigenen Interesse, aber auch im Interesse der Familie, der Region, der Stadt oder des Landes, denen sie angehörten, gelehrt werden mußten. Und wenn diese Übermittlung mit Erfolg verlaufen sollte, dann mußten ältere Menschen mehr Aufmerksamkeit, Sorge und Geduld für jüngere Menschen aufbringen, als das früher üblich war. So gewannen die Jüngeren an Macht, und so verschob sich das sehr schiefe Gleichgewicht zwischen den Generationen allmählich zum Vorteil der jüngeren Menschen.

Diese Entwicklung beschränkt sich übrigens nicht auf das Lernen im praktischen oder kognitiven Sinn dieses Wortes. Das steigende Kenntnis- und Bildungsniveau erstreckte sich auch auf die Formung und Beherrschung von Emotionen. Wo Kinder blieben, was sie waren – und das heißt entsprechend der Art ihrer biologischen Ausstattung: stark impulsiv –, lernten ältere Menschen ihre spontanen Aufwallungen besser beherrschen, und auch damit wuchs der Unterschied zwischen den Generationen. Einerseits wurden ältere Menschen stärker durch das gerührt, was sie als die Unschuld der Kinder betrachteten, und diese Unschuld mußte geschützt werden. Andererseits waren sie erschreckt durch die schamlose Hemmungslosigkeit der Kinder, und diese mußte überwacht und eingeschränkt werden. Dieser *psychische Abstand*, der im Verlauf des Erziehungsprozesses überbrückt wurde, vergrößerte zugleich die Bedeutung der Lebenszeit als einer Lehrzeit im sozialen Leben.

III. Neueste Entwicklungen

Die gesonderte Stellung von Kindern zeichnete sich zunächst in gesellschaftlichen Oberschichten ab. Später wurden auch andere Gruppierungen von derselben Bewegung ergriffen, und in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurde die Sorge für jüngere Menschen, nun auch für die aus unteren Gesellschaftsschichten, durch direkte Bemühungen der Obrigkeit auf nationaler Ebene angelegt. Aus dieser Zeit datieren allerlei Gesetze, die den Unterricht, das Strafrecht und die elterliche Gewalt betreffen, und vor allem in den letzten Jahrzehnten wurden diese Regeln

gen weit ausgedehnt mit der Folge, daß noch nie so viele junge Menschen für so lange Zeit von dem freigestellt wurden, was man als Bürgerpflichten umschreiben könnte; und statt dessen wurden sie auf das angesetzt, was nun zu ihrer vornehmsten Pflicht geworden war: zu lernen!

Nachträglich fällt auf, daß der Beschleunigung dieses Prozesses keine wohlüberlegte Planung zugrunde lag. Man hatte kein Auge für die neuen Kooperations- und Konkurrenzzusammenhänge wie z. B. die NATO und die Europäische Wirtschaftsgemeinschaft, die als Folge des Ausgangs des Zweiten Weltkriegs entstanden waren und als gesellschaftliche Bedingungen die Verlängerung der verpflichtenden Ausbildungszeit möglich machten und zugleich forderten. Ebenso wenig hatte man einen klaren Begriff von dem, was die Folgen der wachsenden Sorge für die jungen Menschen sein könnten, und wie das Erwünschte erreicht und das Unerwünschte vermieden werden könnte.

Die Argumentation für die Verlängerung der verpflichtenden Ausbildungszeit, für die Ausweitung sozial-kultureller Förderungsmaßnahmen, für die Schaffung von «Auffangheimen», für die Milderung des Jugendstrafrechts, kurzum für die Ausweitung der Vorsorge und Fürsorge, verlief hauptsächlich in einem von Moralbegriffen geprägten Raster. Mehr Kinder mehr lernen zu lassen, war gut und gerechtfertigt und bildete damit ein Ziel in sich selbst. Über Folgen wurde kaum gesprochen. Es gab sie aber sehr wohl, und angesichts der fehlenden Vorstellung von gesellschaftlichen Entwicklungen in Retrospektive und Prospektive kamen diese Folgen überraschend, und angenehm waren sie nicht gerade.

Im Lauf der sechziger Jahre änderte sich der Ton in der öffentlichen Diskussion über die Jugend. Die Bewunderung für den jugendlichen Elan schwächte sich ab, und die immer bestehende Sorge wegen einer möglichen Verwilderung wurde stärker. Was früher als «Mündigkeit» gepriesen wurde, konnte nun als «Anomie» gefürchtet werden. Die Aufmerksamkeit richtete sich dabei einerseits auf den Wandalismus von Fußballfans und andere ins Auge springende Formen von Kleinkriminalität, andererseits aber auf das nicht weniger aufsehenerregende Auftreten von kontestierenden jungen Leuten, die mit Haus- und Wohnungsbesetzungen und anderen Protestaktionen weiter gingen als mit dem, woran man sich seit dem Beginn der sechziger Jahre hatte gewöhnen müssen.

Danach wuchs die Besorgnis wegen des Alkohol- und Drogenkonsums, der im Vergleich mit den zehn vorausgehenden Jahren ebenfalls an Heftigkeit zugenommen zu haben schien und auf eine zunehmende Apathie bei jüngeren Menschen hindeuten sollte, während die zunehmende Aggression, die in der Kriminalität zum Ausdruck kam, das psychische Gegenstück dazu genannt wurde. Schließlich wurde in der öffentlichen Diskussion auf die Jugendarbeitslosigkeit, die seit 1980 sehr schnell zuzunehmen begann, als Ursache dieser Erscheinungen verwiesen, und damit war das traurige Bild der gegenwärtigen Jugend vollständig.

Diese Vorstellung von den Sachverhalten – so überzeugend sie auch auf den ersten Blick erscheinen mag – taugt aber nicht, aus dem einfachen Grund, daß die Probleme, die genannt wurden, nicht parallel liefen mit der Jugendarbeitslosigkeit, die späteren Datums ist, sondern vielmehr mit der zunehmenden Sorge für die jungen Menschen, über die wir soeben gesprochen haben und als deren unvorhergesehene Folgen diese Probleme betrachtet werden müssen.

IV. Die Enthierarchisierung

Die zunehmende Sorge deutet auf eine schnelle Verschiebung der Machtbalance zwischen älteren und jüngeren Menschen hin, wodurch die Formen des Autoritätsverhaltens weniger hierarchisch wurden und wodurch es mehr und mehr dazu kam, daß beide Parteien auf die Herstellung von Einvernehmen und auf gutes Vertrauen zueinander angewiesen waren.

Zunächst kam dies in den familiären Verhaltensweisen zum Ausdruck. Die Reichweite der elterlichen Autorität und vor allem der Väter schrumpfte mehr und mehr. Der Befehl verlor die zwingende Wirkung und damit viel von seiner Überzeugungskraft. Die Eigenart der neuen Verhaltensweisen nahm ihre schärfste Form an, wenn ein Konflikt zwischen Eltern und Kind so lange durchgehalten wurde, daß letzteres das Haus verließ und Unterkunft in einem der Aufnahmestellen fand, die von den Behörden finanziert und geschützt wurden, obwohl es deren gesetzliche Pflicht gewesen wäre, die elterliche Macht zu unterstützen.

Diese Art von Fällen, in denen das Interesse des Kindes als Argument verwendet wurde, fand viel Aufmerksamkeit und machte deutlich, was zwar mehr im allgemeinen für alle galt, aber in

den meisten Familien nicht mit dieser Konsequenz zum Ausdruck kam.

Einen gleichartigen Terrainverlust mußten Eltern registrieren, wo es um den Schulbesuch ging. Durch die Verlängerung der Schulpflicht, aber auch durch die Ausweitung von allerlei schulischen Aktivitäten – in einer Variationsbreite von Sexuaufklärung über Klassenabende, Information über die Dritte Welt und die Atombombe bis hin zu Schullandheimaufenthalten und Schulsommerlagern – wurde auch in dieser Hinsicht der Zugriff der Eltern auf das, was mit und von ihren Kindern getan wurde, immer schwächer. Der Einfluß von Lehrkräften nahm im Vergleich zu dem der Eltern zu, aber die Kontrolle, die diese Vertreter der Zentralautorität ausübten, war entsprechend der Art ihrer Arbeit weniger zwingend, als es die der Eltern gewesen war.

Als «dritte Front» der sich verändernden Macht- und Autoritätsbeziehungen muß die Freizeit genannt werden. Durch die zunehmende Aktivität in organisierten Zusammenschlüssen – wie z. B. Sportvereinigungen, Musikschulen, Nachbarschafts- und Clubhäuser – bröckelte die elterliche Autorität noch weiter ab, und dies führte zusammen mit dem, was vorher hier gesagt wurde, zur Aufhebung solch typisch väterlicher Privilegien wie des Rechtes auf den ersten Gebrauch der Tageszeitung oder der Toilette oder zum Duzen der Eltern, die überdies ihren Titel als Vater oder Mutter verloren und fortan mit ihrem Vornamen angeredet wurden.

Eltern standen aber nicht allein in dieser Erosion der Autorität. Von Lehrkräften kann dasselbe gesagt werden. Sie hatten im Vergleich mit den Eltern zwar an Machtchancen gewonnen, aber gegenüber den Schülern hatte ihre Herrschaft Einbußen an zwingender Macht erlitten. Wer früher in eine Schule eintrat, wußte, daß der Direktor der Chef sei. Seine Autorität war in gebieterischer Weise etabliert und ließ wenig Raum übrig für den Zufall oder für die Einfälle eines Schülers. Wer sich nicht an Verordnungen hielt wie die, daß vor dem Betreten der Schule die Schuhe zu reinigen seien und daß man in Viererreihen und unter Führung eines Lehrers von einem Unterrichtsraum zum anderen zu gehen habe, konnte mit einem Verweis oder bei Wiederholung mit einer Strafe rechnen.

Die gegenseitige Verbundenheit wurde bei dieser hierarchischen Ordnung nicht verkannt oder vernachlässigt. Im Gegenteil: Gerade wie in

einer Familie wurde in der Schule die Verbundenheit untereinander betont, aber dann wohl von oben herab und mit der deutlichen Absicht, durch den Aufruf zur Solidarität zum Gehorsam zu zwingen, wobei der gute Name der Schule ins Spiel gebracht wurde. Die Idealvorstellung war zwar auf «Harmonie» ausgerichtet, ging aber von Ungleichheit aus und kann also als «harmonische Ungleichheit» typisiert werden¹.

Aber auch dieses System veränderte sich. Die Ordnung in der Schule wurde weniger streng, und auch die Wissensvermittlung richtete sich weniger auf ein Auswendiglernen durch Repetieren und mehr auf Einsicht und Begreifen. Vor allem ältere Lehrkräfte hatten Mühe, diesen Macht- und Autoritätsverlust zu akzeptieren, und darum sträubten sie sich dagegen. Ihr Protest konnte aber nichts helfen: Mit der Verlängerung der Schulpflicht und anderen Maßnahmen, um vor allem die Jugend aus sozialen Unterschichten länger und besser lernen zu lassen, wurde eine weniger autoritäre Haltung auch in der täglichen Praxis der Schule notwendig. Das alte System richtete sich auf die Spitze der Marschkolonnen – um dieses Bild zu verwenden – und das neue System auf ihre letzten Reihen. Der Akzent wurde vom Wettstreit der Besten weg auf die Verbundenheit mit den schwächsten Gliedern der Gruppe verschoben.

Jüngere Lehrer hatten weniger Mühe mit dieser Umorientierung von oben nach unten. Ihre Selbstachtung war anders orientiert. Sie waren selbst schon Produkte mehr egalitärer Verhaltensweisen und sahen in einer Verbindung mit unteren Gesellschaftsgruppen die Chance, ihrem Ideal von «harmonischer Gleichheit» zu dienen und es zu verstärken. Mit anderen Worten: Sie dienten ihrem eigenen Ideal und dem «Interesse des Kindes» und trugen bei zu weniger hierarchischen Verhaltensweisen. Sie hofften dabei auf ein wachsendes gegenseitiges Vertrauen zwischen Schülern und Lehrern. Aber was wurde daraus?

V. Positive Folgen

Einen guten Einblick in die Machtverschiebungen zwischen älteren und jüngeren Menschen bietet eine Untersuchung der Veränderungen in einer Technischen Elementarschule in einer Großstadt aus dem Jahr 1981, die als Leitfaden für die folgenden Abschnitte dienen soll².

Diese Untersuchung kommt zu dem Schluß, daß mit den veränderten Verhaltensweisen tat-

sächlich vielerlei Formen direkter Kontrolle verschwunden sind oder abgeschwächt worden sind, daß aber damit die Anforderungen, die an die Selbstkontrolle der Schüler und ebenfalls der Lehrer gestellt werden müssen, gestiegen sind. Die Schlußfolgerung lautet ferner, daß man im allgemeinen – wenn auch mit gewissen Schwankungen – diesen Anforderungen gerecht wird und daß das Niveau der wechselseitigen Rechenhaftigkeit und des Vertrauens zueinander gestiegen ist.

In der Schule

Einen ersten Fingerzeig für diesen Bereich bildet der relative Erfolg der Verlängerung der Schulpflicht. Die meisten Schüler unserer Schulen fallen aufgrund ihres Lebensalters unter diese gesetzliche Regelung, und folglich gehören sie zu dem Millionenheer derer, die fünfmal in der Woche von Millionen von Eltern morgens aus dem Bett getrommelt werden, zu essen kriegen und in die Schule geschickt werden, wo schon Zehntausende von Lehrern auf sie warten. Bei der Betrachtung der Reichweite des Gesetzes über die Schulpflicht kann der Gedanke an einen «Archipel GULAG» von Unterrichtsinstitutionen aufkommen, denen kein Kind entrinnen kann. Die Behauptung, daß wir es heute mit weniger zwanghaften Macht- und Autoritätsverhältnissen zu tun haben, scheint dadurch entkräftet zu sein.

Tatsächlich ist die Kontrolle der Befolgung der Schulpflicht eher unbedeutend zu nennen. Es stimmt, daß jede Gemeinde Beamte in Dienst gestellt hat, die mit der Aufsicht betraut sind, aber die Sanktionen, die sie verhängen können, sind nicht viel schwerwiegender als die gegen eine Übertretung der Straßenverkehrsordnung, und die Kontrolle, die sie ausüben können, bedeutet nicht viel mehr, als Eltern und Schüler an ihre eigenen Interessen zu erinnern, denen mit einem regelmäßigen Schulbesuch gedient ist.

Außer diesen Beamten übt auch die Schulleitung Kontrolle aus. Sie ist dazu verpflichtet, sie registriert Abwesende, verlangt bei Fehlen ein erklärendes Briefchen von den Eltern oder dem Vormund und straft in dem Falle, in dem keine guten Gründe angegeben werden, mit Strafarbeit oder Nachsitzen. Auch diese Maßnahmen sind nicht beeindruckend und wirken obendrein nur dann, wenn der Schüler wieder auf die Schule zurückkehrt. Alles in allem gründet die Schulpflicht in hohem Maße auf der Erwartung, daß

Eltern und Schüler sich selbst daran halten, und diese Selbstkontrolle scheint denn auch in Anbetracht des durchwegs treuen Schulbesuchs wirksam zu sein. Man hat zwar den Eindruck, daß früher weniger geschwänzt wurde, aber in Anbetracht der Ausweitung der Schulpflicht sind die Zahlen immer noch bescheiden.

In einer Schule mit ca. 1100 Schülern gibt es etwa ein Dutzend Schüler, die berüchtigt dafür sind, daß sie das Gesetz umgehen. Von den übrigen sagen ungefähr drei Viertel, daß sie schon einmal geschwänzt haben, aber zumeist bedeutet das: einmal im Jahr. Überdies ist anzumerken, daß von den Schülern, für welche die Schulpflicht nicht mehr gilt, kaum einer die Schule verläßt. Die meisten Jungen kommen auch weiterhin und erreichen den Schulabschluß.

Die Folgerung kann deshalb lauten, daß es geglückt ist, im Rahmen von mehr egalitären Verhaltensweisen mehr Kinder länger lernen zu lassen und daß den diesen neuen Voraussetzungen entsprechenden Anforderungen an die Selbstkontrolle Genüge getan wird. Sicherlich ist das für die Schüler dieser Schule eine Leistung. Für die Mehrzahl von ihnen gilt, daß sie in der Geschichte ihrer Familie die ersten sind, die so lange Zeit die Schule besuchen. In einem Alter, in dem ihre Eltern bereits kleine Arbeiter waren, sind sie noch pubertierende Jugendliche. Die unterschiedlichen Erfahrungen, die Väter und Söhne mit Zwang und Kontrolle gemacht haben, sind stark voneinander verschieden, werden aber im allgemeinen ohne viele Probleme überbrückt. Gesellschaftliche Unterschichten haben sich diesbezüglich weiter an die Mittelklasse angepaßt.

Der treue Schulbesuch bedeutet übrigens nicht, daß alle Kinder mit Vergnügen zur Schule gehen. Die meisten sehen zwar den Nutzen und sind bereit, sich mit einer wechselnden Stimmung von Sinn und Widersinn zu fügen. Vor allem im zweiten Schuljahr, wenn die Schüler der Technischen Elementarschule um die 14 Jahre alt sind, entstehen oft Ordnungsprobleme. Jüngere Lehrer bemerken, daß sie zu Beginn ihrer Berufslaufbahn hier die meisten Schwierigkeiten gehabt haben und daß sie, nachdem sie einige Erfahrungen gemacht hatten, die Zügel wieder starrer angezogen haben. Erst hatten sie die Absicht, mit ihren Schülern auf gleicher Ebene zu verkehren und dadurch, daß sie z. B. eigene Fehler oder eigene Schuld zugaben oder nachdrücklich an gegenseitiges Verständnis appellier-

ten, eine entgleiste Klasse wieder auf die rechte Bahn zu bekommen. Es wird aber allgemein festgestellt, daß dieser moralisierende Druck, der von der Idealvorstellung einer harmonischen Gleichheit ausgeht, nicht wirkte.

Trotzdem ist die Ordnung in der Klasse mehr als früher auf wechselseitiges Vertrauen und wechselseitigen Respekt gegründet und haben direktere Machtmittel viel von ihrer bisherigen Bedeutung eingebüßt. Ein Beispiel dafür bietet die Regel, daß nach einer Werkunterrichtsstunde das Werkzeug kontrolliert wird, um so zu verhindern, daß es verloren geht oder gestohlen wird. An dieser Regel wird festgehalten, und für gewöhnlich hat sie sich als wirksam bewährt. Wenn aber trotzdem einmal etwas zu fehlen scheint, sitzt der Lehrer ratlos da. Er könnte die Taschen der Schüler durchsuchen, aber diese Maßnahme würde die Selbstachtung der Schüler und das gegenseitige Vertrauen verletzen, und davor schrickt der Lehrer zurück. Ein gestohlener Schraubenzieher ist dann der Preis, den die Schule für das gute Einvernehmen zahlen muß.

Ein anderes Beispiel bieten die Reaktionen auf eine Situation, die ich Schülern und Lehrern vorlegte. Sie betraf folgenden Vorfall: Einer der Schüler hatte einen Reißbrettstift auf den Stuhl des Lehrers gelegt. Dieser hatte sich darauf gesetzt, hatte «au» geschrien und dann gefragt, wer ihm diesen abgeschmackten Streich gespielt habe. Niemand hatte geantwortet. Daraufhin hatte der Lehrer gesagt: «Wenn jemand von euch so schneidig ist, mir einen Reißbrettstift auf den Stuhl zu legen, dann muß er auch so tapfer sein, sich zu stellen. Los, heraus damit, wer hat es getan?» Es war still geblieben, und zum Schluß hatte der Lehrer gesagt: «Dann weiß ich, was zu tun ist. Die ganze Klasse bleibt diesen Mittag hier zum Nachsitzen».

Auf die Frage, was sie von diesem Vorfall hielten, sagten ältere Lehrer, daß sie früher tatsächlich die ganze Klasse zu bestrafen pflegten, daß sie dies heute aber nicht mehr tun würden. Solch eine kollektive Strafe betrachteten sie heute nicht mehr als in Übereinstimmung mit dem Rechtsgefühl stehend und als den mehr egalitären Verhaltensweisen widerstreitend. Überdies würden die Schüler das einfach nicht mehr schlucken. Das stimmt.

Aus den Reaktionen der Schüler ging hervor, daß das Problem ihnen bekannt vorkam, daß ihnen aber die Lösung nicht paßte. Wenn sie der Täter gewesen wären, dann würden sie es gesagt

haben, erklärten sie, und wenn sie es nicht getan hätten, würden sie die Klasse verlassen haben, sobald das Nachsitzen hätte beginnen sollen.

Das Wegfallen der Möglichkeit einer solch autoritären Methode bedeutet, daß die Position des Lehrers schwächer geworden ist. Er muß die Klasse besser durchschauen, um zu wissen, wann er, wenn die Ordnung gestört wird, strafen darf und wann nicht. In dem Falle, daß er im Dunkeln tappt bezüglich der Frage, wer der Schuldige sei, bleibt ihm wenig anderes übrig, als das Vergehen leicht zu nehmen oder an die sportliche Fairness zu appellieren, man möge in Zukunft solche schlechten Scherze unterlassen.

Die Stellung der Schüler ist dementsprechend stärker geworden. Sie können sich sicher fühlen, solange der Lehrer nicht sieht, wer der Täter ist. Nach dem Eindruck der Lehrer hat das Stören der Ordnung hinter ihrem Rücken nicht bedeutend zugenommen, so daß die Folgerung lauten kann, daß Lehrer etwas vorsichtiger sein müssen, aber auch, daß die Achtung, die sie dadurch, daß sie nicht mehr kollektiv strafen, den Schülern erweisen, belohnt wird.

Jungen untereinander

Ein entsprechender Gedankengang betrifft das Betragen, das die Jungen gegeneinander an den Tag legen. Wenn sie unter sich sind, fällt nichts so stark auf wie die gegenseitige Rivalität um die Frage, wer von ihnen der Stärkste sei. Es hat ganz den Anschein, daß mit der weniger strengen Beaufsichtigung durch Ältere diese Kämpfe zwischen den Jungen mehr Chancen bekommen, sich voll zu entfalten, und daß die Bedeutung der dadurch gebildeten hierarchischen Verhältnisse, der Rangordnung von Herrschaftsausübung, größer wird. Der Gedanke daran erfüllt ältere Menschen mit Sorge. Sie fürchten wechselseitigen «Terror» und «Bandenbildung», und die Möglichkeit für so etwas dürfte tatsächlich groß sein, weil die Kampfparteien nur durch das Recht der Jungen, die am stärksten sind, in Grenzen gehalten werden. Tatsächlich aber kann von so etwas kaum die Rede sein. Das von Älteren ausgehende direkte Verbot ist zwar in seiner Kraft vermindert worden, aber die mehr indirekte Kontrolle in Form von Regeln, in deren Rahmen die Jungen ihren Weg gehen können, hat sich verstärkt, und so bleiben die hierarchischen Herrschaftsbeziehungen in rudimentären Formen stecken. Ich ziele damit auf die zahlrei-

chen Spielchen und Sportarten ab, die auch auf einer solchen Schule von Älteren für Jüngere organisiert werden, und auf die Schiedsrichterrolle, die Ältere dabei übernehmen. Alle diese Aktivitäten sind darauf gerichtet, die Jungen die Emotionen der wechselseitigen Rivalität erfahren zu lassen, ohne daß es wirklich gefährlich wird, und ihnen im Kontrast zu dem, was als Spiel anzusehen ist, den Ernst des Lebens vorzuhalten, in dem diese primären Emotionen mehr zurückgehalten werden müssen, weil die Gefahren hier weniger imaginär sind.

Die kleineren Jungen haben noch Mühe, diesen Anforderungen gerecht zu werden, aber bei den älteren beginnt dieses Streben der Erwachsenen schon Früchte zu tragen. Dennoch können auch bei ihnen die Grenzen zwischen Spiel und Ernst plötzlich übersprungen werden. Sehr typisch ist, daß dieser Wechsel der Ebenen bewußt oder unbewußt gebräuchlich ist bei der Messung der Kräfte untereinander oder mit Erwachsenen. Wo es dem einen ernst ist, wertet der andere etwas als Spiel, und dieses Spielchen kann ernstgenommen werden, und dieser Ernst wird bisweilen wieder Spiel.

Diese Spielkultur mit ihren Nachahmungsfunktionen kommt zum Ausdruck in den Aktivitäten von Sportvereinigungen, aber auch in Zusammenkünften, die weniger verpflichtenden Charakter haben, wie z. B. in einer Diskothek in der Nachbarschaft oder in dem Jugendzentrum, das für viele Jungen einen Anziehungspunkt darstellt. Bisweilen ist der Spielcharakter hier sehr durchsichtig, aber vor allem in Etablissements, die dem bisweilen jeweils herrschenden Trend folgen, scheint es schon bald um mehr zu gehen. Die harte Musik und die grellen Lichteffekte erhöhen die Spannung bei jedem, der noch keine Disko-Ohren und -Augen hat. Auch die Kleidung und die übrige äußere Aufmachung lassen vermuten, daß es hier um sehr primäre Emotionen sexueller und aggressiver Art geht, und die Betreffenden scheinen einander in dieser Beziehung an Leidenschaftlichkeit oder umgekehrt an Kühle übertreffen zu wollen. Und doch hat das Ganze einen Als-ob-Charakter und werden die Emotionen zwar wachgerufen und geäußert, aber gleichzeitig werden sie unter Kontrolle gehalten. Es stimmt, daß manche diese Distanz zu sich selbst für kürzere oder längere Zeit verlieren und so in dieser Show aufgehen, daß von einem Spiel keine Rede mehr sein kann. Aber zumeist ist dieses «Aufgehen» auch wieder ein

Spiel und behalten die meisten eine kritische Reserve gegenüber dem, was mit ihnen selbst und um sie herum geschieht. Diese Jungen sind keine Guerillakämpfer, aber sie sehen gelegentlich so aus, und das gilt für alle anderen «Stile», welche die Runde machen.

Die hier kurz angesprochene Rivalität zwischen Jungen gilt in gewissem Sinne für alle Kinder. Überall und zu allen Zeiten lernen junge Menschen ihre mehr spontanen Aufwallungen zu korrigieren, und unter Drohung und Zwang müssen sie sich einprägen, was sein darf und was nicht und was als Scherz und als Spiel wohl noch zugelassen ist. Die unterschiedlichen Auffassungen davon, wo die Grenzen zwischen dem einen und dem anderen verlaufen, sind aber groß.

Sehr allgemein gesprochen ist festzustellen, daß in mehr hierarchischen Verhältnissen junge Menschen eher am Leben der Erwachsenen teilnehmen, daß sie darin eine untergeordnete Stellung einnehmen, aber gleichzeitig teilhaben an den negativen und positiven Spannungen, die darin zu erleben sind.

In weniger hierarchischen Verhältnissen dagegen bleiben Kinder länger unter sich, wenn auch unter Obhut und Aufsicht von älteren Menschen. Kinder in derartigen Verhältnissen dürfen mehr und haben weniger Pflichten. Sie stehen nicht unter dem Druck der Arbeitsdisziplin, und sie dürfen «spielen». Diese Kinder dürfen aber auch weniger und müssen mehr tun. Sie müssen lernen, sie müssen die Grenzen des Spiels respektieren lernen, und sie dürfen nicht im selben Maße teilhaben an den spannenden Ereignissen des Erwachsenenlebens, das übrigens selbst auch schon an Spannung eingebüßt hat.

Dieser Unterschied zwischen früher und heute macht sich auch bemerkbar in einem Vergleich zwischen den niederländischen Kindern und den Kindern von Gastarbeitern und niederländischen Staatsangehörigen aus Surinam. Die meisten dieser letztgenannten Kinder sagen, daß sie es hier sehr schön finden. Der Lehrer ist nett, und sie dürfen hier so vieles mehr. Sie scheinen dankbar und überdies gehorsamer und weniger verwöhnt als die niederländischen Kinder aus dem Mutterland. Wenn man dann aber nachfragt, scheint das Leben hier doch auch Nachteile zu haben. Hier kann man wohl in die Diskothek gehen, aber zu Hause ging man früher mit dem Onkel, dem Bruder oder dem Vater aufs Feld. Man ging mit auf die Jagd nach Wild, schlachtete Tiere und verkaufte sie oder aß sie selber. So etwas war

wirklich spannend, und das hat man hier nicht. Solche Möglichkeiten sind hier tatsächlich zum größten Teil ausgeschieden und werden überdies nicht mehr akzeptiert.

Dieses Verhältnis von «mehr» und «weniger» schafft nochmals Verwirrung dadurch, daß nur eine Seite der Sache beleuchtet wird und daraufhin oft eine Verurteilung ausgesprochen wird. Die Jugend von heute möchte angeblich verwöhnt werden und es um so vieles bequemer haben als früher. Die neuen Anforderungen, die an junge Menschen gestellt werden, bleiben in einem solchen Fall der Betrachtungsweise außer Betracht, während doch die Erfahrung in der Technischen Elementarschule lehrt, daß diese jungen Menschen im allgemeinen diesen Anforderungen gerecht werden.

VI. Negative Folgen

Die Folgerungen, die wir soeben gezogen haben, erscheinen vielleicht etwas allzu rosig im Licht der Probleme, die im Rahmen eben dieser Verhältnisse an Gewicht zugenommen haben, und eines von ihnen ist die bereits weiter oben erwähnte Kriminalität.

Kriminalität

Die Zunahme der Kriminalität ist unverkennbar, und ihr heutiger Umfang wird auch sichtbar in der Untersuchung der Situation in der Technischen Elementarschule. Aus den bemerkenswert offenen Gesprächen mit den Jungen geht hervor, daß etwa zehn Prozent von ihnen Mofas stehlen und sich andere Gegenstände aneignen, die der Mühe wert sind. Etwa ein Prozent geht noch weiter auf diesem «schlimmen» Weg und kauft und verkauft gestohlene Güter. Fast alle Jungen erzählen ohne viel Scham, daß sie mit gewisser Regelmäßigkeit Zerstörungen anrichten und Laddendiebstähle begehen. Der Schaden bleibt meist begrenzt auf ein eingeschlagenes Fenster, etwas Gekritzel mit einem Filzstift, einen von einem Baum abgebrochenen Ast, auf Naschereien und Spielzeug. Aber angesichts dessen, daß so viele Jungen auf diese Weise über die Stränge schlagen, schlägt das alles zusammen in bemerkenswerter Weise zu Buche und ist die Belastung, über die Geschäftsleute, Gemeindeverwaltungen und Private klagen, bestimmt nicht eine Sache bloßer Einbildung zu nennen.

Wie bekannt ist, wäre über diese Jugendkriminalität viel zu sagen, und gelegentlich wird der

Eindruck erweckt, als gehe es hier um ein grundlegendes gesellschaftliches Problem. Wenn die gegenwärtige Zunahme der Jugendkriminalität aber in den Gesamtrahmen der Machtverschiebung zwischen den Generationen eingeordnet wird, erscheint sie eher als eine bloße Begleiterscheinung – wie lästig diese auch sein mag – einer Entwicklung, die an sich positiv zu werten ist.

In unseren vorausgehenden Überlegungen haben wir festgestellt, daß im Rahmen der mehr egalitären Verhaltensweisen die Anforderungen an die Selbstkontrolle erhöht werden und daß die jungen Menschen im allgemeinen gelernt haben, diesen Anforderungen Genüge zu tun. An dieser Stelle müssen wir aber nachdrücklich darauf hinweisen, daß diese Selbstkontrolle junger Menschen gelegentlich auch nicht ausreicht, und zwar gerade dort, wo die Anforderungen an sich zwar gelten, wo sie aber nicht oder kaum als solche angemeldet werden.

Die Art der heutigen Jugendkriminalität ist damit in großen Linien beschrieben. Bekanntlich verüben die jungen Leute die meisten Delikte in öffentlichen oder halböffentlichen Räumen wie etwa in einem Supermarkt, in Telefonzellen, in Straßenbahnen und Autobussen und auf öffentlichen Straßen. Diese Räume werden oft als Bereiche einer gewissen Anomie beschrieben in dem Sinne, daß nicht eindeutig klar ist, wessen Autorität sie unterstehen und wer in ihnen die Aufsicht ausübt.

Diese Vorstellung von den Sachverhalten ist nur zum Teil richtig. Es geht in solchen Räumen nicht bloß um eine schwache Kontrolle, sondern auch um die zumeist stillschweigende Erwartung, daß diejenigen, die Gebrauch von diesen Räumlichkeiten machen, sich selbst beherrschen können. Es gibt doch überhaupt kein herrenloses Land, in dem keinerlei Recht gilt und wo jeder, der will, seine Kräfte mit anderen Abenteurern messen kann. Im Gegenteil: Es handelt sich hier gerade um Zivilisationsbereiche besonderer Art, weil hier für jedermann gültige Regeln herrschen, die ohne scharfe Kontrolle und ohne schwere Sanktionen gehandhabt werden und die deswegen einen Ausdruck des Vertrauens bilden, daß die Betroffenen den Regeln zustimmen und sich an sie halten. Erwachsene scheinen im allgemeinen diesen Erwartungen gerecht zu werden. Bei Kindern besteht oft eine Diskrepanz zwischen der Selbstkontrolle, die stillschweigend von ihnen erwartet wird, und die sie tatsächlich aufbringen können.

Ein Supermarkt bietet sich als illustrierendes Beispiel für all dies an: Ein Vergleich mit einer Ladeneinrichtung vor 20 oder 30 Jahren macht deutlich, wie stark die Kontrolle vermindert worden ist. Einkaufen gehen setzt heute voraus, daß Menschen sich mehr beherrschen und es so einander ermöglichen, auf «rekreative», das heißt erholsame Art – wie man das heute nennt – einzukaufen. Die Mühe, welche diese Bequemlichkeit machen kann, springt aber ins Auge, wenn man mit einem kleinen Kind an den Regalen entlanggeht. Das Kind hat noch nicht gelernt, seine Hände bei sich zu halten, und wenn man nicht aufpaßt, hat das Kind draußen vor dem Supermarkt «gestohlene Ware» in seiner Hand. Größere Kinder gehen allein Besorgungen machen, und viele von ihnen unterliegen der Versuchung.

Das Beispiel des Supermarktes macht auch deutlich, daß gegen das Übel der Jugendkriminalität zwar etwas, aber nicht viel getan werden kann. Die Kontrolle kann verstärkt werden, und das ist in den letzten Jahren geschehen, aber das Einkaufen selbst muß angenehm bleiben, und daher sind die Kontrollmöglichkeiten begrenzt. Es wurde schon gesagt, daß Jugendkriminalität als eine Begleiterscheinung einer an sich positiv zu wertenden Entwicklung anzusehen ist. Die Freiheit, die Erwachsene einander dadurch zugestehen, daß sie sich selbst beherrschen, macht sie verletzlich für diejenigen, die noch nicht so weit sind. Das eigene Verhalten der Erwachsenen ist sehr selbstverständlich und zivilisiert, aber eben dadurch sehen sie nicht die Versuchungen, denen andere ausgesetzt werden und nennen sie diese dann blind für die Regeln des zivilisierten Lebens.

Diese Erklärung der Jugendkriminalität fordert noch eine letzte Ergänzung. Ihre Voraussetzungen haben wir dargelegt, aber was noch fehlt, ist das sie bestimmende Motiv. Bei den meisten Delikten ist der gestohlene Gegenstand selbst von untergeordneter Bedeutung. Es geht hier vielmehr um Handlungen, bei denen die Übertretung ein Ziel in sich selbst darstellt. Diese Zielsetzung, etwas Kühnes tun zu können, scheint aus dem Bedürfnis nach Spannung zu kommen, die durch die Übertretung selbst und die dadurch ausgelöste Angst vor Strafe ausgelöst wird.

Wie schon dargelegt wurde, kommt man diesem Bedürfnis dadurch auf halbem Wege entgegen, daß Ältere die Rivalitäten zwischen den

Jüngeren umleiten in die Richtung von Sport und Spiel. Die Kleinkriminalität hat in hohem Maße eben diese Spielfunktion, eben weil der Übergang zwischen Ernst und Spiel hier längst nicht so deutlich ist. Die Gefahr, der die jungen Leute hier trotzen, wird als echt erfahren, während sie, wenn sie sie einmal bestanden haben, sagen werden, es sei ein Scherz gewesen.

Aber nicht alle Fälle von Jugendkriminalität sind auf diese Weise zu erklären. Die Kleinkriminalität, um die es hier soeben ging, ist als eine Form von Aggression zu verstehen, die «gespielt» oder «imitierend» genannt werden kann. Daneben sind zwei andere unterschiedliche Formen von Aggression zu nennen, denen genau so die schon genannte Diskrepanz zwischen der eigentlich erwarteten und der tatsächlichen Selbstkontrolle jüngerer Menschen zugrunde liegt, bei denen aber andere Motive wirksam sind. Die eine Form nenne ich «*brutale Aggression*». Es geht dabei um Fälle, in denen aggressive Impulse viel schwächer korrigiert werden und in denen Gewalt angewendet wird, um den eigenen Willen durchzusetzen.

Auf der Technischen Elementarschule schien etwa ein Prozent der Schüler vor derartigen Methoden nicht zurückzuschrecken. Ihre Herkunft ist als sozial schwach zu beschreiben.

Die andere Form nenne ich «*moralische Aggression*», und dabei geht es dann um Gewalttätigkeit, die legitimiert wird durch einen guten Zweck, wie etwa die Überwindung von Wohnungsnot, eine saubere Umwelt und Friede in der Welt. Die Diskrepanz zwischen der erwarteten und der tatsächlichen Selbstkontrolle ist hier etwas komplizierter gelagert. Es handelt sich hier zumeist um junge Leute, die eben durch ihre stark egalitär ausgerichtete Erziehung sensibel sind für die Ideale der Gerechtigkeit und daraus für sich selbst ein zwingendes Diktat für ein bestimmtes Handeln ableiten, während die älteren Menschen, die sie in dieser Richtung erzogen haben, von ihnen eine relativierende Beherrschung dieser moralischen Gefühle erwarten. Diese Form von Aggression, deren gefährliche Auswirkungen in den Niederlanden begrenzt sind, aber in anderen Ländern mitunter erheblich, tritt namentlich bei studierenden jungen Leuten hervor. Bei den Schülern der Technischen Elementarschule sind zwar genau diese Gefühle auch vorhanden, aber ihre Auswirkungen sind nicht so groß, und ihre Intensität ist viel schwächer.

VII. *Schlußbemerkungen*

So weit also diese Skizze der derzeitigen Veränderungen in der Stellung junger Menschen und in den Möglichkeiten und Schwierigkeiten, die gerade durch eine gute Erziehung ausgelöst werden können. Die Jugendarbeitslosigkeit fehlte in dieser Skizze, weil dieses Problem – wie schon gesagt wurde – noch zu jung ist, um schon die Beziehungen zwischen den Generationen stark bestimmen zu können, aber auch – und das ist hier noch nicht gesagt worden –, weil die Jugend, welche die Schule besucht, wenigstens bis vor ganz kurzer Zeit die mögliche Arbeitslosigkeit noch nicht als ein Problem erfahren zu haben scheint.

Wenn diese Arbeitslosigkeit aber länger andauert, wird die Folge davon sein, daß die Entwicklung wieder umschlägt und daß der Machtunterschied zwischen den Generationen wieder zunimmt. Auf einem schrumpfenden oder zu kleinen Arbeitsmarkt nimmt die wechselseitige Konkurrenz um Stellen, aber auch um gute Noten und Diplome wieder zu und steigen die Machtchancen von älteren Menschen, die darüber bestimmen, auch wenn sie selber dagegen sein sollten.

Auch zu Hause wird die Abhängigkeit der jungen Leute wieder zunehmen, weil die Möglichkeit einer selbständigen Existenz weiter hinausgeschoben werden muß. Alles in allem wird die direkte, mehr hierarchische Kontrolle stärker werden, wodurch die Möglichkeiten, aber auch die Schwierigkeiten, die hier beschrieben wurden, eingegrenzt werden dürften. Aber vorderhand scheint diese Wende noch nicht so weit zu gehen, daß sie ungeschehen machen könnte, was sich in den letzten Jahrzehnten entwickelt hat.

¹ Dieser Begriff wurde einem Buch von Bram van Stolk und Cas Wouters entlehnt: *Vrouwen in tweestrijd* (Deventer 1983).

² Siehe Paul Kapteyn, *Een geintje, meester! Jeugd en Samenleving* 14 (1984/1) 4 – 37.

Aus dem Niederländ. übersetzt von Dr. Ansgar Ahlbrecht

PAUL KAPTEYN

1942 geboren. Studium der Theologie und der Soziologie in Groningen und Amsterdam. Promotion mit einer Dissertation über «*Taboe, ontwikkelingen in macht en moraal, special in Nederland*» (Amsterdam 1980). Arbeitet derzeit an einem Buch über die Beziehungen zwischen älteren und jüngeren Menschen (Arbeitstitel: «*In de speeltuin Nederland*» = «*Auf dem Spielplatz namens Niederlande*»). Zusammenarbeit mit der Fachgruppe «*Sociologie en Geschiedenis*» der Universität Amsterdam, Oude Hoogstraat 24, Amsterdam. Anschrift: Buiksloterdijk 176, NL-1025 WC Amsterdam, Niederlande.